

Menschen im Zwiespalt

Ich bin als politischer Flüchtling nach Deutschland gekommen und lebe seit 28 Jahren hier. Ich fühle mich dem Islam zugehörig; lege den Koran aber sehr liberal aus. Aber wie leben die strenggläubigen jungen Muslima in Deutschland? Sind sie wirklich so fromm? Wie groß ist ihre Sehnsucht nach Freiheit? Oder sehnen sie sich gar nicht nach Freiheit?

Um das ungefiltert herauszubekommen, gibt es wohl keinen anderen Weg als selbst daran teilzunehmen.

Da ich aber als liberale Muslima in Jeans niemals in strenggläubigen Kreise aufgenommen würde, verkleide ich mich als „richtige“ Muslima und mache den Selbstversuch.

Zum Schutz der Frauen, die sich mir im Gespräch anvertraut haben und auch zu meinem eigenen Schutz nenne ich die richtigen Namen der Frauen nicht.

Mein erstes Ziel: eine große türkische Moschee in Hamburg. In der zweiten Etage der Moschee sitzt eine Gruppe von zwanzig Frauen im Alter von 20-60 Jahren, die zusammen das zweite Gebet des Tages sprechen.

Die Frauen sind türkisch, afghanisch und arabisch. Deutsche Konvertiten sind auch dabei. Nach dem Gebet grüßen sie freundlich. Ich gehe auf eine offen aussehendes Mädchen zu. Von Samira bekomme ich Ratschläge, wie ich mich als fromme Muslima zu verhalten habe: Nicht den Weg meiner deutschen Freunde gehen, also nicht dem westlichen, europäischen Lebensmodell nacheifern. Keinen Alkohol trinken, nicht rauchen, mich nicht freizügig anziehen und schon gar nicht flirten. Ich darf mich nicht davon abwenden, eine Familie zu gründen und für sie da zu sein. Im Fernsehen, Radio oder in den Zeitschriften darf ich Vieles nicht sehen: Sexszenen muss ich wegschalten. „Sie schaden dem Auge“, sagt Samira. Auch Hörspiele oder Radiosendungen, in denen Sex auftaucht, darf ich nicht hören. Filme, die zu sehr europäische Werte vermitteln, Schimpfwörter beinhalten oder den Islam kritisieren, darf ich auch nicht sehen. Gemeint ist das deutsche Fernsehprogramm. Deshalb schauen sie sich Sender an wie Al Jazeera, den indischen Sender Zee TV oder Sender, die sich ausschließlich mit dem Islam beschäftigen.

Der Gemeinde soll ich nie länger als drei Tage fernbleiben. „Manchmal ist es schwer eine Muslima zu sein“, sagt Samira „aber wenn man sich anstrengt, dann geht es.“ Sie selbst schätzt sich als „normale“ Muslima ein, die nicht besonders streng ist.

Samira ist 22 und in Hamburg geboren. Trotzdem ist ihr Deutsch nicht einwandfrei. Vor ihrer Hochzeit trug sie kein Kopftuch. Sie erzählt etwas wehmütig von ihrem Junggesellenleben. Damals habe sie noch ihren Alltag selber bestimmen können und vor allen Dingen entscheiden können, wie sich kleidet: „Ich liebe es, mich schön zu machen!“

Sie zeigt mir Fotos von sich vor ihrer Hochzeit. Sie war ein westlich gekleidetes Mädchen, geschminkt und offen. Sie sagt, sie liebt es sich zu schminken, aber ihr Mann verbiete es ihr. Seinem Willen füge sie sich und manchmal fühle sie sich entmündigt. Sie schminkt sich nur noch zu besonderen Anlässen, wie Hochzeiten.

Jetzt ist sie ganz verschleiert, hat lange weite Kleider an. Ich frage sie, ob sie das wirklich will. Sie sagt, dass ihr Mann das so wolle. Sein Argument: Sie sei ein Diamant und er wolle seinen Schatz nicht jedem zeigen, sie sei dafür zu wertvoll. Sie ist nicht wirklich überzeugt vom Kopftuch. Aber sie bemühe sich, eine „gute“ Muslima zu sein.

In München besuche ich verschiedene Moscheen. Hier ist der Anschluss allerdings sehr schwierig, denn es gibt weniger Moscheen, in denen Frauen erwünscht sind. Das wird mir schon am Telefon gesagt. Nach einigen Anläufen finde ich schließlich eine bosnische Moschee. Am Telefon ist der Imam sehr freundlich und vermittelt mir einen Kontakt zu einer Frau aus der Gemeinde. Nach einem Telefonat lädt sie mich zu sich ein.

Leila ist Hausfrau und Mutter von vier Kindern. Sie ist 35 Jahre alt; ihr jüngstes Kind ist ein halbes Jahr und ihr ältestes neun Jahre alt. Sie ist eine hellhäutige, modisch gekleidete Frau. Sie war ehemals Bürokauffrau in einer IT-Firma, hat ihren Job aber verloren: Nachdem sie sich vor vier Jahren dazu entschieden hat, ein Kopftuch zu tragen, ging sie zu ihrem Vorgesetzten, um ihm das mitzuteilen. Er meinte, dass das sehr problematisch werden könnte, insbesondere beim Kundenverkehr. Daraufhin verließ Leila die Firma und bekam eine Abfindung. Mit dem Geld hat sie eine Pilgerreise nach Mekka unternommen. Das war für sie auch ein Zeichen für die Gnade Gottes, da sie genau zu diesem Zeitpunkt eine starke Sehnsucht hatte und das Bedürfnis, diese Reise zu unternehmen, um sich in ihrem Glauben zu stärken.

Leila hat sich von ihrem ersten Mann mit dem sie einen gemeinsamen Sohn hat, scheiden lassen. Der Hintergrund ihrer Entscheidung war, dass ihr Ex-Mann sie mit einer langjährigen Affäre betrogen hatte. Das habe sie nachhaltig traumatisiert. Ihre ganze Lebensweise wollte sie infrage stellen. Der Islam habe ihr Halt und Kraft gegeben. Als ich sie frage, was sie genau damit meint, schaut sie an die Decke und sucht nach Worten. Schließlich legt sie ihre rechte Hand auf ihr Herz und sagt: „Ich fühle es hier!“

Bis heute bereue sie ihre Entscheidung nicht. Sie habe den Entschluss ihres Vorgesetzten verstanden und die Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen Lage als „Prüfung“ für ihren Glauben gesehen.

Leila hält es nicht für unbedingt notwendig, als Muslima ein Kopftuch zu tragen oder sich ausschließlich im islamischen "Mikrokosmos" zu bewegen. Fleisch zu essen, das nicht halal geschlachtet wurde, gilt als sehr liberal. Für Leila ist das kein Problem. Sie geht auch nicht, wie die anderen, jedes Wochenende in die Moschee, sondern unternimmt stattdessen etwas mit ihrer Familie. Sie habe auch Kontakt zu ihrem alten Freundeskreis. Man müsse den Kontakt auch halten, damit die Menschen sehen, dass Muslime ganz normale Menschen sind. Leilas alte Freunde hätten kein Problem mit ihrer Sinneswandlung. Man könne sich immer noch über alles mit ihr unterhalten und Spaß haben, man müsse ja nicht ständig über den Glauben sprechen. Es gäbe noch so viele andere Themen. Generell sei es gut, mit Andersgläubigen Kontakt zu pflegen, sagt Leila, da es Konflikte vermeidet und doch alle Menschen Gottes Geschöpfe seien.

Leila fühlt sich in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter wohl, würde aber auch sehr gerne wieder einen Beruf ergreifen und nicht nur jobben. Doch in der Arbeitswelt werde sie mit ihrem Kopftuch kaum akzeptiert. Das empfindet sie als große Diskriminierung und Ungerechtigkeit. So sei sie gezwungen, als Putzkraft zu arbeiten.

Leila hat eine fünfjährige Tochter. Auf die Frage, wie sie später leben soll und ob sie sie dazu anhalten wird ein Kopftuch zu tragen sagt sie, dass ihre Tochter selber entscheiden müsse, ob sie ein Kopftuch trägt. Dabei wäre es egal, wann sie den Entschluss fällt. Das sei eine sehr persönliche Entscheidung und die müsse sie selber treffen. Außerdem sei es auch nicht so wichtig, ob eine Muslima ein Kopftuch trägt. Wichtig sei ihr Herz. Daher würde sie auch akzeptieren, wenn ihre Tochter sich dagegen entscheidet.

Unverhohlen spricht Leila über ihre Zweifel, die sie manchmal quälen. Dann sagt sie, es sei eben menschlich „bis ans Lebensende“ Zweifel zu haben.

Am nächsten Tag gehe ich in eine türkische Moschee, die weit ab vom Zentrum liegt. Dort findet ein Frauentreffen statt. Salma, eine hübsche, 23jährige Frau und ich unterhalten uns über ihr Leben. Sie ist geschminkt, trägt relativ figurbetonte und moderne Kleidung, die aber ihre Haut bedeckt.

Auf mich macht sie einen lebenslustigen Eindruck. Im Lauf des Gesprächs gewinne ich ihr Vertrauen und sie erzählt mir, was sich alles mit ihrem Glauben vereinbaren lässt. Sie lächelt verlegen und sagt mir, dass sie einen türkischen Freund hat, mit dem sie seit einiger Zeit zusammen ist. Allerdings wissen davon nur ganz wenige Leute. Vor ihrer

Familie verheimlicht sie es. Wenn die Eltern davon erfahren, werde sie verstoßen, schlimmstenfalls werde sie umgebracht. Salma geht trotzdem das Risiko ein. „Ich will leben und nicht scheinot sein!“

Ab und zu gibt sie vor, bei einer Freundin zu schlafen und übernachtet dann bei ihrem Freund. Sie ist sich aber nicht sicher, ob sie ihn heiraten will. Ab und zu raucht sie mit ihm Cannabis. Es ist im Islam zwar verboten, sich zu betäuben, jedoch wäre es viel schlimmer, ein schlechter Mensch zu sein, zu lästern, seinen Mitmenschen nicht zu helfen oder sonst „ein schlechtes Herz“ zu haben. Eigentlich möchte sie gar kein Kopftuch tragen und sich auch lieber westlich kleiden. Ihre Familie erlaube es ihr aber nicht. Die Eltern seien sehr streng. Sie sind beide in der Türkei aufgewachsen und als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen. Salma hofft, einen liberalen Mann zu finden, der genauso denkt wie sie. Das wäre ihr Ausweg.

Als ich nach meinem wochenlangen Selbstversuch meine Verkleidung wieder ablege, atme ich auf. Die strengen Regeln, der eintönige Alltag und vor allem die Abgeschiedenheit vom Rest der Welt wirken auf mich beklemmend. Für mich ist die Kluft zu dieser Welt zu groß. Meine Identität definiert sich anders, denn ich bin zu westlich geprägt. Für mich sind Werte wie Freiheit, Bildung und Unabhängigkeit zu wichtig als das ich mich Dogmen unterordnen würde.

In erster Linie aber wollte ich erfahren, ob sie wirklich von ihrem Glauben so überzeugt sind wie es nach außen scheint. In der Tat sind es einige. Einige kommen nicht damit klar, dass sie die strengen Regeln nicht praktizieren können und geraten in eine Spirale von Selbstvorwürfen und Verbitterung.

Andere präsentieren sich so stark, weil ihnen nichts anderes übrig bleibt in einer Gesellschaft, die sie nicht als Ihresgleichen akzeptiert. Immer wird ihre Andersartigkeit betont und nicht, dass sie auch Menschen sind auf der Suche nach Anerkennung. Da ist es nur menschlich, dass sie in den anderen Teil ihrer Identität flüchten.

Mir hat meine Zeit als „fromme Muslima“ auch gezeigt, welche Kraft und welchen Halt dieser Glauben innerhalb so geschlossener Zirkel geben kann. Und noch etwas habe ich gelernt: Wer fromm ist, muss nicht mürrisch, verklemmt oder verhärtet sein. Lachen, Lebensfreude und Glück gibt es auch mit Kopftuch.